

Unverkäufliche Leseprobe



Heinz Schuler, Dominik Schwarzinger

Die Masken der Psychopathen

Wie man sie durchschaut und nicht zum Opfer
wird

2022. 256 S.

ISBN 978-3-406-79190-1

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/33775703>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Heinz Schuler
Dominik Schwarzinger

DIE MASKEN DER PSYCHOPATHEN

**Wie man sie durchschaut
und nicht zum Opfer wird**

C.H.Beck

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Nastassja Abel

Umschlagabbildung: © Shutterstock

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3406 79190 1



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Vorwort 7

1. Der Blick hinter die Maske: drei Psychogramme
und ein Selbsttest 11
2. Was ist Psychopathie? 29
3. Die Vielfalt der Erscheinungsformen 53
4. Psychopathen im Alltag 69
5. Sexualität und Partnerschaft 91
6. Psychopathisches Verhalten und seine Konsequenzen
im Berufsleben 105
7. Psychopathische Rollen am Arbeitsplatz 121
8. Wie wird man ein Psychopath? 139
9. Evolutionstheoretische Betrachtung 159
10. Wirkt die Behandlung von Psychopathen? 171
11. Woran erkennt man Psychopathen? 179
12. Wie gehe ich erfolgreich mit Psychopathen um? 197
13. Resümee 211

Anhang 215

Epilog 217

Danksagung 219

Auswertung des Selbsttests 221

Anmerkungen 225

Literaturverzeichnis 245

Vorwort

Psychopathen sind uns bekannt als Straftäter, die für die schlimmsten sozialen Regelverletzungen verantwortlich sind. Gleichzeitig werden ab und zu schillernde Persönlichkeiten aus Geschichte, Kunst oder Wirtschaft als Psychopathen beschrieben. Trifft das zu? Steckt hinter einer Maske positiver Ausstrahlung und Wirkung, tief unter der Oberfläche von vielen Personen, die Herausragendes geleistet haben und große Erfolge erzielen, womöglich etwas, das sie mit Schwerverbrechern verbindet? Und ist dieses Merkmal *Psychopathie*? Was bedeutet dieser umgangssprachlich und in den Medien so häufig wie vielfältig verwendete Begriff eigentlich konkret und aus wissenschaftlicher Sicht, und warum haben psychopathische Persönlichkeiten einen derart großen negativen Einfluss auf Einzelne wie auf ganze Gesellschaften und üben doch eine ebenso große Faszination und Anziehungskraft auf uns aus? Diesen und weiteren Fragen und Problemen werden wir in diesem Buch aus vielerlei Perspektiven nachgehen, um zu verstehen, woran man Psychopathen wirklich erkennt und was man gegen sie tun kann.

Wir beginnen mit drei Psychogrammen von Personen aus Geschichte, Kunst und Fiktion. Wir werden bei ihnen eine ganze Reihe von Indizien für die Diagnose Psychopathie finden – und gleichwohl sagen müssen, dass sie bei weitem nicht alle Eigenschaften eines «vollständigen» Psychopathen erfüllen. Die Betrachtung psychopathischer Merkmalsvielfalt wird uns zu der Einsicht führen, dass es vielleicht niemanden gibt, an dem wirklich alle Symptome von Psychopathie zu erkennen sind, und womöglich auch niemanden, der eine ganz weiße Weste hat, sprich: an dem wir keinerlei Symptome dieser Eigenschaft finden.

Daher stellen wir uns anschließend die Frage «Was ist eigentlich Psychopathie?», was unterscheidet Psychopathen von Menschen, die wir nicht so bezeichnen würden? Dabei werden wir versuchen, die Vielfalt der Symptome auf brauchbare Weise zu gliedern, was uns zu der Einsicht führen wird, dass Psychopathie und ihre Teilkomponenten ein im doppelten Sinne «dimensionales Konstrukt» sind. Das bedeutet, dass man diese Eigenschaften nicht entweder hat oder nicht hat, sondern dass auf einen Menschen mehr oder weniger viele der psychopathietypischen Erlebens- und Verhaltensweisen zutreffen und das in jeweils unterschiedlichem Ausmaß. Zudem lassen sich Psychopathen in spezifische Typen gliedern, die sich zwar in Kernbereichen überschneiden, aber auch verschiedene Charakteristika aufweisen. Dabei werden wir die wichtige Feststellung machen, dass wir uns nicht nur mit «offensichtlichen» Psychopathen wie Auftragskillern beschäftigen müssen, sondern dass psychopathisches Verhalten auch im Alltag zu beobachten ist – in der Familie, in der Partnerschaft, im Sport, im Beruf, im Verkehr, schlichtweg überall.

Womöglich wird der einsichtige Leser* durch diese Erläuterungen sogar erahnen, dass auch ihn selbst gewisse psychopathische Züge prägen könnten. Deshalb bieten wir gleich zu Ende des ersten Kapitels einen Selbsttest an, der einen Vergleich mit anderen ermöglicht. Etwas erhöhte Werte müssen allerdings nicht besorgniserregend sein, denn unsere Erörterungen werden uns zu der Erkenntnis führen, dass es einige solche Züge gibt, die zu Erfolgen führen – und zwar nicht nur für die Betroffenen

* In diesem Buch wird die männliche Sprachform benutzt, da es in den allermeisten Fällen um Psychopathen geht, die mehrheitlich Männer sind. Mehr dazu in den Kapiteln 4, 5 und 9. In allen anderen Fällen sind alle Geschlechter mit gemeint, wie etwa in diesem konkreten Fall auch unsere Leserinnen.

selbst, sondern auch für Organisationen und für die ganze Gesellschaft, insbesondere für eine Leistungsgesellschaft. Und wenn Sie Psychopathieverdächtiges an sich finden, mit dem Sie weniger zufrieden sind, so könnte die Selbsterkenntnis ja der erste Schritt zur Änderung sein.

Quam venisti? Wie kommt's? Sind es die Gene, die für psychopathisches Verhalten und Erleben verantwortlich zeichnen, sind es Erziehung, Peergroups oder die weitere Umwelt? Lassen sich traumatische Erlebnisse als Auslöser finden? Von allem etwas, werden wir erkennen. Die Trennung von Erbe und Umwelt ist allerdings viel schwerer, als es die Methodiker unter uns gerne sehen würden. Und was die Optimisten enttäuschen wird: Therapiemaßnahmen sind nur von mäßigem Erfolg, die Symptomatik zeigt sich schon in frühen Jahren, die beobachteten hirnanatomischen Besonderheiten sind irreversibel, und bei kriminellen Psychopathen ist die Rückfallquote hoch. Was hat sich die Evolution dabei gedacht, unter den vielen «leichten» Psychopathen auch ausgeprägte, gar monströse Exemplare entstehen zu lassen? Wir werden diskutieren, ob es die höhere Promiskuität ist, die Psychopathen einen Vermehrungsvorteil verschafft, ob ihnen die Ausbeutung anderer zum Überlebensvorteil gereicht oder ob die Diversität von Vorteil für eine Spezies ist.

Je ein eigenes Kapitel ist schließlich der Frage gewidmet, woran man einen Psychopathen erkennt und wie man erfolgreich mit den Mitmenschen umgeht, die wir jetzt als Psychopathen einschätzen. Und auch die eigene Person könnten wir, wie schon kurz gestreift, einbeziehen in diese Überlegungen. Gehen wir es also an mit den Psychopathen in und um uns.

1.

Der Blick hinter die Maske: drei Psychogramme und ein Selbsttest

Drei Psychogramme

James Bond

«Ich bringe Menschen um», lautet James Bonds Antwort auf die Frage, worin seine berufliche Tätigkeit bestehe. Die Frage wird ihm von einer Psychotherapeutin gestellt, die ihn für einen Klienten hält, während er von ihrem Vater den Auftrag bekommen hat, sie zu beschützen (*Spectre*, 2015). Die Rollenambiguität ist nicht untypisch für die Abenteuerwelt dieses britischen Geheimagenten, typisch ist dagegen, dass die Begegnungen Bonds mit schönen Frauen gewöhnlich ein erotisches Ende nehmen, oft kurz vor deren Aufdeckung als Lockvogel des Feindes und ihrer Ermordung.

«Es macht dir nichts aus, Leute umzubringen», sagt eine andere seiner Geliebten, nachdem sie zunächst bemerkt hat: «Du kannst blitzschnell umschalten» (nämlich von einer wilden Kampfszene zu einem Flirtgespräch beim Dinner). «Wenn es mir etwas ausmachen würde, wäre ich der Falsche für den Job», gibt er darauf zurück (*Casino Royale*, 2006). Ebenso wenig ist unser cooler Held davon berührt, wenn eine seiner kurzfristigen Eroberungen den Tod findet – hat er sie doch oft nur dazu missbraucht, an seine Gegner heranzukommen.

Ein differenziertes Verständnis seiner Mitmenschen ist bei James Bond nicht zu erkennen, er nimmt an ihnen nur wahr, was

seinen Absichten entgegenkommt. Er scheint Menschen überhaupt nur wahrzunehmen, wenn sie (potenzielle) Feinde oder ihm von Nutzen sind. Männliche Freunde sind nicht erkennbar, und auch gegenüber seinen Vorgesetzten ist sein Benehmen sehr antagonistisch. Das passt, denn auch im «Dienst» gilt das Motto, das Bonds Vorgesetzte M ausgibt: «In diesem Job geht es nur darum, wem man trauen kann» (*Stirb an einem anderen Tag*, 2002). Und unter Psychopathen ist das eigentlich niemand.

Trotz seiner vielfältigen Talente – ohne die er seine Abenteuer natürlich nicht bestehen könnte – denkt James Bond nicht im Entferntesten daran, sie für eine andere Berufstätigkeit zu nutzen als für eben dieses Abenteuerdasein, das ihm gefährvolle Aufregung bringt und ihm einen beständigen Kampfmodus abverlangt, seine Neigung zur Missachtung von Regeln und Gesetzen legitimiert, die ihm gewissermaßen auf den Leib geschneidert ist. Selbst soziale Kompetenzen kann man ihm zubilligen, wenn gleich sie eng darauf konzentriert sind, Frauen zu gewinnen und Gegner richtig einzuschätzen. Auch beim Pokern, das er meisterhaft beherrscht, kann er diese Kompetenzen einsetzen, denn, wie er seine Geliebte belehrt, «beim Pokern spielt man nicht seine Karten aus, sondern man spielt sein Gegenüber aus».

Bond verfügt über unglaubliche Kühnheit und Furchtlosigkeit, hinter der ein unverwüstliches Selbstvertrauen steht. Seine Risikobereitschaft kennt keine Grenzen, er sucht geradezu das hohe Risiko. Witzig und charmant bleibt er sogar, als er gefoltert wird und seinem Peiniger Ratschläge gibt, wie er ihn besser treffen könne (*Casino Royale*, 2006). Die Nonchalance, mit der er lügt und betrügt, zeichnet wohl auch alle seine Berufskollegen aus. Geheimagent kann man nur sein, wenn man ein guter Schauspieler ist und (zumindest in den meisten Fällen) eine unscheinbare Parallelexistenz führen und seine Geheimnisse für sich behalten kann. Rücksicht zu nehmen oder Mitleid zu verspüren gehört nicht zu Bonds Stärken: Das Maß an Kollateralschäden, die seine

Aktionen mit sich bringen, bekümmert ihn nicht erkennbar. Generell kennen wir Reue oder Schuldgefühle nicht an ihm. Emotional scheint er sehr stabil zu sein, er wird durch nichts aus der Bahn geworfen, erfährt durch die wildesten Kampf- und Tötungshandlungen keine Aufregung, die ihn hindern würde, unmittelbar anschließend in eine Liebesszene einzutauchen.

Präpariert man alle diese fragwürdigen Eigenschaften aus dem Kontext des Filmgeschehens heraus, und blickt man hinter die Maske, so mag man sich erstaunt fragen, wie die Bewunderung dieses Helden zustande kommt, wie leicht sie den Filter unserer gewohnten Moralvorstellungen durchdringt. Aber wir erleben ihn ja nicht ohne Kontext. Der rechtfertigende Kontext sind seine Feinde, die auch unsere Feinde sind, die böse bis ins Mark sind und die nicht verhaftet, sondern erschossen oder ertränkt werden. Dr. No, Goldfinger und Konsorten werden uns als noch viel abgebrühtere, als leicht identifizierbare Psychopathen geboten, die nichts im Sinn haben, als Unheil zu stiften, unsere Werte zu torpedieren oder gar die Welt zu zerstören. Im Kontrast hierzu stehen die positiven Seiten von James Bond hervor, besser gesagt, legen für seine Handlungsweisen, die auch als schwerkriminell gelten könnten, positive Interpretationen nahe, die Identifikation ermöglichen oder sogar herausfordern. So fällt der Wunsch leicht, an der Stärke, Kaltblütigkeit und ethischen Ungebundenheit dieses Supermanns teilzuhaben oder von ihm gerettet zu werden. So kommt es zu Millionen nicht nur zahlender Kinobesucher, sondern eingefleischter Bond-Fans. Die Unterhaltsamkeit der Filme und die Spannung, die sich zuletzt in Erleichterung auflöst, tun natürlich ein Übriges. Damit bewundern wir einen fiktionalen Charakter, der so gut wie alle Eigenschaften aufweist, die einen Psychopathen kennzeichnen, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden.

Napoleon Bonaparte

Napoleon Bonaparte ist eine der schillerndsten Persönlichkeiten der neueren Geschichte. Ohne ihn würde die Landkarte Europas heute anders aussehen, ihm verdanken wir die im *Code Napoléon* zunächst für Frankreich festgelegte, dann in großen Teilen Europas eingeführte und bis heute wirksame Rechtsordnung, die bewährte Elemente der monarchischen Staatsordnung mit den revolutionären Prinzipien religiöser Toleranz, rechtlicher Gleichheit und Freiheit verschmolz (so schaffte er die Leibeigenschaft ab) sowie die Verwaltung reformierte. Die Franzosen feiern den Korsen, der in jungen Jahren noch die französische Herrschaft über seine Heimat bekämpft hatte, als Nationalhelden, und sie tun das offenbar mit gutem Grund.

«Die Menschen von Genie sind Meteore, bestimmt zu verbrennen, um ihr Jahrhundert zu erleuchten», so die Selbstbestimmung dieses Helden in seinem schon im Alter von 22 Jahren verfassten *Discours de Lyon*.¹ Von seinen Biografen wird Napoleon als multivalentes Genie beschrieben. Als Staatsmann und Diplomat leistete er ebenso Ungewöhnliches wie als Feldherr, Gesetzgeber, Organisator und Administrator. Auch seine Fähigkeiten als Schriftsteller werden gerühmt und im Besonderen seine Kunst der Menschenführung. Ein Meister sei er gewesen in der geschickten Verflechtung von Diplomatie und Kriegsführung. Seine Art der Herrschaft wird als geradezu «cäsarisch» bezeichnet.²

Beschränkt man den Blick auf Napoleons Persönlichkeit und Taten allerdings nicht auf die positive Sichtweise der Biografen und die allenfalls neutrale der Historiker, so lässt sich vieles auch anders benennen: die Menschenführung als Manipulation, die Diplomatie als betrügerische Schachzüge, die Feldzüge als Überfälle zur Errichtung einer Zwangsherrschaft unter Abpressung von Reparationen. Diese Interpretation seines Vorgehens findet

einige Bestätigung in dem, was über Napoleons Charakterzüge bekannt ist. Der Psychiater Wilhelm Lange-Eichbaum schildert ihn als skrupellosen, schrankenlosen Egoisten, dessen Ehrgeiz zur Machtgier gesteigert war. Kalt, unbeteiligt, nur an sich denkend, zeigte er immer wieder Ausbrüche von Zerstörungswut und sah sich außerhalb ethischer Verpflichtungen: «Ich bin nicht wie ein anderer Mensch, und die Gesetze der Moral und der Schicklichkeit können für mich nicht in Betracht kommen.»³

Seine Eroberungen stabilisierte Napoleon durch ungezügelter Nepotismus: So setzte er Familienmitglieder als Herrscher in den besiegten Staaten ein, darunter seine Brüder Jérôme als König von Westfalen, Joseph erst als König von Neapel, dann von Spanien, Louis als König von Holland, seinen Stiefsohn Eugène de Beauharnais als Vizekönig von Italien. Seine Ehe mit Joséphine Beauharnais, die ihm keinen Erben schenken konnte, ließ er auflösen, um zum Machtgewinn die habsburgische Kaisertochter Marie-Louise zu heiraten. Politische Opponenten ließ er lückenlos überwachen und bei geeigneten – teils provozierten – Gelegenheiten auf die Seychellen deportieren oder, wie den Herzog von Enghien aus der Bourbonendynastie, kurzerhand erschießen.

Eine wichtige Rolle bei Napoleons Feldzügen spielte die Aushebung. Unter Aushebung oder Rekrutierung wird die übliche Praxis verstanden, militärische Einheiten auf ihre Sollstärke zu bringen. In Kriegszeiten waren Zwangsrekrutierungen durch Könige oder auch Herrscher minderer territorialer Einheiten, etwa Grafen, weit verbreitet. Zwangsrekrutierungen aus gegnerischen Gebieten verbietet heute das Völkerrecht, im Zweiten Weltkrieg wurden noch Männer aus überfallenen Nationen zum Waffendienst in der deutschen Wehrmacht gezwungen.

Nicht anders verfuhr Napoleon, der sich nicht damit begnügte, junge Franzosen zum Kriegsdienst zu verpflichten, sondern Aushebungen auch in allen besetzten Staaten vollzog. Seine weitgesteckte Geopolitik war nicht allein mit französischem Nach-

wuchs zu realisieren. Allein sein Russlandfeldzug im Jahr 1812 umfasste mehr als 600 000 Soldaten; weniger als die Hälfte dieser Grande Armée stammte aus Frankreich. Viele waren unzulänglich ausgerüstet, die Verpflegung war trotz Raubüberfällen auf besetzte Gebiete katastrophal, dementsprechend war der Großteil des Heeres dem Tode geweiht.

Der besessene Tatmensch Napoleon hat auf seine Weise maßgebliche Ideen der Aufklärung in zwingende Realität umgesetzt. Das psychopathische Element dieser großen Leistung besteht darin, individuelles Leid angesichts des Herrschaftsziels nicht in Rechnung zu stellen, andere lediglich als Mittel zum eigenen Zweck, zur Erfüllung seiner Größen- und Unsterblichkeitsphantasien zu missbrauchen. In der Fernsehdokumentation *Napoleon – Metternich: Der Anfang vom Ende* wird Napoleon mit der Aussage zitiert: «Wenn es die Situation erfordert, ist mir das Schicksal von einer Million Soldaten egal.»⁴ Wir erkennen die gleiche Haltung bei allen Usurpatoren, Diktatoren und Kolonisten – auf den Punkt gebracht im berühmten Ausruf von Friedrich II., mit dem er unerbittlich den Kadavergehorsam seiner Soldaten einforderte: «Hunde, wollt ihr ewig leben!?»

Pablo Picasso

Künstler sind oft ein wenig eigen. Zu den Persönlichkeitsmerkmalen, in denen Künstler vom Durchschnitt ihrer Mitmenschen abweichen, gehören Unkonventionalität, Ehrgeiz, Autonomiestreben und das Bedürfnis, originell zu sein.⁵ Große Künstler sind oft mehr als nur ein wenig eigen. Als große Kunst wird häufig etwas empfunden, das Vergangenes zwar aufnimmt, gleichzeitig aber überwindet, das überrascht, manchmal sogar verstört, aber durch seine Neuartigkeit und besondere Qualität gleichzeitig zu faszinieren weiß.

Merkmal großer Kunst ist also der Bruch mit dem Gewohnten. Vom Künstler verlangt dies ein hohes Maß an Eigenständigkeit

und Unabhängigkeit vom Urteil vieler Zeitgenossen. Manchmal hilft sogar eine gewisse psychische Absonderlichkeit dabei, trotz der irritierten, ablehnenden Reaktionen des Publikums bei den mutigen Verletzungen des gewohnten Kunstgeschmacks zu bleiben. Van Gogh hat das durchgehalten, aber seinen Erfolg auf dem Kunstmarkt nicht mehr erlebt. Ist dagegen jemand zu Lebzeiten als großer Künstler anerkannt, kommt er in eine Machtposition, die es ihm erleichtert, egomanisch oder spleenig zu sein, starrsinnig oder rücksichtslos. Unter günstigen Umständen erhöht das sogar seine Attraktivität.

Pablo Picasso gilt vielen Kunstexperten wie künstlerischen Laien als einer der größten bildenden Künstler und künstlerischen Impulsgeber des 20. Jahrhunderts. Wie wir allen Biografien entnehmen und an seinen Werken auch selbst erkennen können, war Picasso ein Extrembeispiel an Kreativität und Experimentierlust sowie der Freude am eigenen Einfallsreichtum. Nachdem Picasso sich durchgesetzt hatte, wusste er sehr gut um seine Bedeutung und agierte, was man durchaus als Indikator psychischer Gesundheit werten kann, keinesfalls weltfremd: Hartnäckig verhandelte er über Preise oder bereitete sich sogar in Rollenspielen auf Verkaufsgespräche vor.⁶ Andere Künstler, die er schätzte, beobachtete, kritisierte und befehdete er eifersüchtig als Konkurrenten, wie uns Julian Barnes wissen lässt;⁷ solche hingegen, die sich von ihm beeinflussen ließen, verachtete er. Aber das ist noch kein starker Indikator dafür, Picasso in die Galerie der Psychopathen aufzunehmen. Was qualifiziert ihn denn nun dafür?

Die besten Hinweise liefern uns die Äußerungen seiner Lebensgefährtinnen. Zwar müssen sie unter dem Vorbehalt stehen, dass sich alle diese Gefährtinnen von Picasso gekränkt, gedemütigt und verstoßen gefühlt haben, was ihr Urteil entsprechend gefärbt haben mag. Aber erstens lassen sich auch darin Züge seines Charakters erkennen, und zweitens erfahren wir von Carlton Lake, dem Koautor der wichtigsten Picasso-Biografie, Françoise

Gilot, dass er ihr «absolutes Gedächtnis» bewundert und alle ihre Äußerungen bei Nachprüfung bestätigt gefunden habe. Picassos Einstellung und Verhalten gegenüber Frauen nimmt verständlicherweise in diesen Quellen einen Hauptpunkt ein. Gilot schreibt in ihrem Buch *Leben mit Picasso*: «Er behauptete mit Vorliebe: Es gibt nur zwei Kategorien von Frauen – Göttinnen und Fußballstreifer. Und immer, wenn er dachte, ich könnte mich zu sehr als Göttin fühlen, tat er, was er konnte, um mich zum Fußballstreifer zu erniedrigen.»⁸ Und sie macht uns zum Zeugen von Situationen wie dieser: Nachdem sie ihm erklärt hatte, dass sie oft geglaubt habe, er sei der Teufel, erwiderte er: «Da ich der Teufel bin, bist du also einer meiner Untertanen. Ich glaube, ich werde dich brandmarken. Er nahm die Zigarette, die er rauchte, und hielt sie an meine rechte Wange. Er hatte wohl erwartet, dass ich zurückzucken würde, doch ich war entschlossen, ihm diese Genugtuung nicht zu verschaffen. Nach einer Zeit, die mir sehr lange erschien, nahm er sie weg. Nein, sagte er, das ist keine sehr gute Idee. Vielleicht möchte ich dich doch noch mal anschauen.»⁹ Und schließlich, kurz vor seiner Trennung von Françoise Gilot: «Der Gedanke machte ihn rasend, dass jemand, der ein Teil seines Lebens gewesen war, ihn überleben könnte. Er wiederholte, was er mir zu Anfang gesagt hatte: Jedesmal, wenn ich eine neue Frau nehme, sollte ich ihre Vorgängerin verbrennen. Dann wäre ich sie los. Es gäbe sie dann nicht mehr, und sie könnte mein Leben nicht mehr komplizieren. Vielleicht würde mir das auch meine Jugend zurückgeben. Man tötet die Frau und löscht damit die Vergangenheit aus, für die sie steht.»¹⁰ Für den Nervenzusammenbruch Dora Maars, Gilots unmittelbarer Vorgängerin, hatte er nur die lakonische Bemerkung übrig, dass sie schon viel früher in diesen Zustand geraten wäre, wenn er sie nicht aufgebaut hätte. Aber Gilot war seinem Werben, seinem Zauber hilflos erlegen und hegte natürlich, wie alle Frauen vor und nach ihr, die Hoffnung, dass es ihr besser ergehen werde. Sie schildert eine

Vielzahl an Begebenheiten, die Picasso als antagonistisch-unverträglichen, dominanten, jähzornigen, unkontrolliert-impulsiven, eifersüchtig-besitzergreifenden, misstrauischen, triebhaften und selbstgerechten Menschen charakterisieren – alles Merkmale von Psychopathie, wie bei Bond und Napoleon.

Dass Pablo Picasso alles seiner Arbeit unterordnete, sollte man einem großen Künstler nicht zum Vorwurf machen. Dass er andere Menschen als so bedeutungslos erachtete wie «Staubkörner, die im Sonnenlicht schweben», ist bedenklicher: «Nur ein Schlag mit dem Besen, und draußen sind sie.»¹¹ So spricht Françoise Gilot von «Pablo[s] klassische[r] Methode, die Menschen wie Kegel zu behandeln und den einen mit der Kugel zu treffen, um einen anderen damit zu Fall zu bringen».¹²

Wenn wir uns in Kapitel 8 fragen, wie man ein Psychopath wird, dann wird eine der Antworten lauten, dass Erfolg und Bewunderung Macht verleihen, die moralisch korrumpieren kann, die zu Unduldsamkeit und Selbstgerechtigkeit führen kann, zu der Überzeugung, dass die eigenen Bedürfnisse über allen Regeln und über dem Wohlergehen aller anderen Menschen stehen. Aber wie in so vielen Bereichen gilt auch hier, dass die Wirksamkeit solcher Einflüsse besonders groß ist, wenn sie auf den fruchtbaren Boden entsprechender persönlicher Dispositionen fallen. Wenn wir die Wirkungen einer Persönlichkeit wie Picasso auf andere Menschen erkennen wollen, so zeigt uns Françoise Gilots Dank an ihn eine Möglichkeit auf: «Und von diesem Augenblick an verbrannte Pablo alle Brücken zu jener Vergangenheit, die ich mit ihm geteilt hatte. Doch weil er das tat, zwang er mich, mich selbst zu entdecken und aus eigener Kraft weiterzuleben. Dafür werde ich ihm stets dankbar sein.»¹³ Die Widmung im Buch dieser gequälten und verstoßenen Person lautet: Für Pablo.

Selbsttest

«Erkenne dich selbst!» lautet die Inschrift auf dem Apollotempel in Delphi. Beschäftigt man sich mit Persönlichkeitsmerkmalen und Verhaltensauffälligkeiten, so kommt man kaum umhin, seine Aufmerksamkeit auch auf sich selbst zu richten. Der folgende Test soll Ihnen Gelegenheit geben, die Selbsterforschung etwas systematischer zu betreiben, indem Sie Testfragen beantworten, die die wichtigsten Aspekte des breiten Spektrums abdecken, das zusammenfassend mit dem Begriff Psychopathie bezeichnet wird. Nur wenige werden bei ehrlicher Beantwortung bei null Punkten landen, und nur sehr wenige werden es zu einem Punktwert bringen, der für einen *echten Psychopathen* kennzeichnend ist.

Ehrliche Beantwortung ist allerdings eine wichtige Voraussetzung dafür, dass ein aussagekräftiges Ergebnis zustande kommt. Bei einem heiklen Merkmal mit einem so hässlichen Namen wie Psychopathie ist das nicht selbstverständlich und gar nicht einfach. Wenn Sie sich selbst in dieser Beziehung misstrauen, könnten Sie etwas tun, um Ihre Selbstaufmerksamkeit zu erhöhen, beispielsweise sich vor den Spiegel setzen oder Ihren Namen in großer Schrift gut sichtbar vor sich hinlegen. Beides, so hat die sozialpsychologische Forschung herausgefunden, steigert die Selbstaufmerksamkeit und erhöht auf diesem Weg die Ehrlichkeit der Antworten. Der kleine Selbsttest, der Ihnen in diesem Kapitel angeboten wird, kann auf verschiedene Weise interessant und hilfreich für Sie sein:

1. *Übersicht*: Er kann Ihnen zum Einstieg in dieses Buch die wichtigsten Aspekte dessen vor Augen führen, was zum Merkmal Psychopathie gehört.

2. *Selbstbeurteilung*: Er bietet Ihnen die Möglichkeit, für sich jede der Fragen oder Aussagen auf einer Skala von 0 bis 4 nach dem Grad ihres Zutreffens zu beantworten. Selbstverständlich

kann es sich nur darum handeln, dass Sie angeben, wie Sie selbst sich einschätzen. Andere Menschen mögen Sie anders beurteilen, andere Arten der Messung könnten zu einem anderen Ergebnis führen. Hier geht es nur darum, wie Sie sich sehen, was Sie an sich beobachtet haben.

Nicht die Testfragen, wohl aber die 18 Aspekte, von denen die Rede sein wird, lehnen sich an das Testverfahren von Robert Hare an, das in der Psychopathie-Forschung als Goldstandard gilt.¹⁴

3. *Sozialer Vergleich*: Die Auswertung des Tests, die Sie im Anhang dieses Buches selbst vornehmen können, soll Ihnen eine Orientierung geben, wie Ihr Ergebnis im Vergleich zu anderen Personen einzuordnen ist. Was wir Ihnen an dieser Stelle leider nicht bieten können, ist eine perfekt ausgearbeitete Normierung, also die Referenzwerte der Gesamtbevölkerung. Eine solche können nur aufwendig entwickelte Testverfahren bieten,¹⁵ denen sich bereits eine große Zahl von Probanden unterzogen hat, gewöhnlich mehrere tausend. Beispiele dafür sind die Self-Report Psychopathy Scale (SRP)¹⁶, das Psychopathic Personality Inventory (PPI)¹⁷ und das Kieler Psychopathie Inventar (KPI)¹⁸.

Das hier angebotene Verfahren ist aber durchaus geeignet, die eigene Stellung auf dem Kontinuum der Psychopathie-Ausprägung zumindest grob zu lokalisieren.

4. *Differenzierte Einsichten*: Über Ihr Gesamtergebnis hinaus soll Ihnen die Beschäftigung mit den Testfragen auch die Möglichkeit bieten, differenzierter einzuschätzen, welche Aspekte Ihres Verhaltens problematisch sein könnten und in welchen Lebensbereichen (etwa Partnerschaft oder Beruf) sie sich hauptsächlich auswirken.

5. *Offenes Feedback*: Die Beschäftigung mit dem Selbsttest und das Ergebnis könnten Ihnen etwas über die eigene Person mitteilen, das Ihnen andere nicht zu sagen wagen, etwa dass Ihre Mitmenschen Einstellungen und Verhaltensweisen, die Sie selbst als

Führungsstärke betrachten, als rücksichtsloses Ausnützen Ihrer Machtposition erleben.

6. *Anregungen*: Falls Sie überrascht sein sollten, dass die Auswertung sogar ein besseres Ergebnis liefert, als Sie im Vergleich mit den Personen Ihres Freundeskreises erwartet haben, so könnte das Anlass zu der Überlegung geben, ob Ihre Freunde wirklich die richtigen sind oder ob Sie nicht Umgang mit gewissenhafteren und verträglicheren Menschen suchen und sich andere Menschen als bisher zu Vorbildern wählen sollten. Gleiches gilt für Situationen, die problematischem Verhalten förderlich oder hinderlich sein können. Nicht immer hat man eine Wahl, aber in vielen Fällen kann man Versuchungen ausweichen und sich eher in solche Situationen begeben – oder auch Situationen daraufhin gestalten –, die dem Verhalten und den Zielen förderlich sind, die man selbst schätzt und anstrebt.

7. *Zufriedenheit*: Nachdem Sie sich mit den Testfragen und den Auswertungen beschäftigt haben, können Sie sich fragen, ob Sie mit Ihrem Ergebnis zufrieden sind. Entspricht das Ergebnis Ihrem Selbstbild und dem Wunschbild, das Sie für sich selbst haben? Falls Sie zu den Glücklichen gehören, für die alles im Reinen ist, ist die Sache damit abgeschlossen. Andernfalls stellen sich weitere Fragen: Wo sind Diskrepanzen, mit welchen wollen Sie sich abfinden (aus Resignation oder weil Sie gut damit leben können?), an welchen wollen Sie arbeiten? Die meisten von uns wissen, wie schwierig es ist, sich von schädlichen Gewohnheiten zu trennen oder positive Vorsätze langfristig zu erfüllen. Noch schwieriger ist es, grundlegende Eigenschaften zu ändern. Deshalb nützt es nichts, sich zu sagen, ich wäre gern empathischer, und sich vorzunehmen, künftig mehr Interesse an dem zu haben, was in anderen vorgeht. Effektiver ist es, sich kleine, operationale Ziele zu setzen: Ich höre meiner Partnerin das nächste Mal wirklich zu, statt eigenen Gedanken nachzugehen, während sie redet. Ich male mir in einer gegebenen Situation genau aus, was ich an

ihrer Stelle fühlen und wie ich handeln würde. Das ist das Erfolgsgeheimnis der Selbstverbesserung.

Hinweise zur Bearbeitung des Selbsttests

Lesen Sie jede der folgenden 18 Merkmals-schilderungen sorgfältig durch und fragen Sie sich, ob und in welchem Ausmaß diese Beschreibung auf Sie zutrifft. Teilweise beziehen sich die Fragen auch auf vergangenes Verhalten und frühere Vorfälle, die Sie in Ihre Einstufung einbeziehen sollten. Wenn nicht alle Einzelaussagen zu den Elementen gleichermaßen auf Sie zutreffen, bilden Sie einen Mittelwert, der Ihnen am zutreffendsten erscheint. Diesen Wert notieren Sie für jedes der 18 Elemente, und zwar nach folgendem Schema:

0 = trifft überhaupt nicht auf mich zu, ist ganz untypisch für mich. So verhalte ich mich nie und habe mich auch in der Vergangenheit nie so verhalten.

2 = trifft teilweise auf mich zu. Ab und zu verhalte ich mich so bzw. habe mich in der Vergangenheit so verhalten.

4 = trifft stark auf mich zu, ist typisch für mich. So verhalte ich mich regelmäßig bzw. habe mich in der Vergangenheit so verhalten.

Nachdem Sie sich, Ihr Verhalten und Erleben, zu jedem der 18 Elemente eingestuft haben, zählen Sie Ihre Punktwerte zusammen. Sie können auf einen Gesamtwert zwischen 0 und 72 Punkten kommen. Im Anhang werden Ihnen Interpretationen zu den Punktwerten angeboten.

Der Selbsttest

1. Für mich ist charakteristisch, dass ich meine Mitmenschen durch charmantes Auftreten zu gewinnen versuche. Ich bemühe mich, gefällig zu wirken, um Ziele zu erreichen. Es fällt mir leicht, auf andere sympathisch zu wirken, und ich spüre genau, welches Verhalten mir nützt und wie ich andere für meine Zwecke einspannen kann. 0
2
4
2. Ich neige dazu, mich sehr positiv zu beurteilen und meine Fähigkeiten in den Augen anderer vielleicht sogar zu hoch einzuschätzen. Dass ich mir meiner Fähigkeiten sehr sicher bin, erlaubt es mir auch, größere Wagnisse als andere einzugehen und weniger ängstlich zu sein. 0
2
4
3. Mir wird schnell langweilig, monotone Aktivitäten sind nichts für mich, deshalb brauche ich viel Abwechslung und Action. Dabei fürchte ich die Konsequenzen meiner Handlungen nicht und nehme auch hohe Risiken in Kauf, zum Beispiel beim Sport oder beim Autofahren. In Filmen und bei Videospiele kann es mir gar nicht aufregend und blutig genug zugehen. Auch beruflich und in Partnerschaften brauche ich ständig neue Herausforderungen. 0
2
4
4. Grundsätzlich ist es besser, seine wahren Ansichten für sich zu behalten. Lieber lüge ich, als mich vor anderen bloßzustellen. Zuweilen macht es mir sogar Spaß, mir Lügengeschichten auszudenken und damit andere in die Irre zu führen. Wenn mir mal jemand auf die Schliche kommt, kann ich mich leicht rausreden. Letztlich ist doch niemand hundertprozentig ehrlich. 0
2
4

5. Ich bin geschickt darin, andere zu meinen Gunsten zu beeinflussen, und mache davon auch Gebrauch.

Jedenfalls gelingt es mir sehr gut, andere geschickt

0

herauszufordern und sie zu dem zu bringen, was ich

2

möchte. Wenn ich in einer Machtposition bin, Sorge ich

4

dafür, dass alles nach meinen Wünschen läuft, zur Not mit Drohungen.

6. Wenn ich etwas getan habe, was anderen nicht gefällt oder ihnen sogar schadet, dann interessieren mich

0

die Gefühle der Betroffenen eher nicht. Man kommt im

2

Leben nicht voran, wenn man ständig sein Gewissen

4

belastet. Reue oder Scham sind mir fremd.

7. Es gefällt mir, dass ich weniger schreckhaft und

zimperlich bin als andere und dafür cooler und härter.

0

Und in manchen Bereichen, beispielsweise im Arbeits-

2

leben, haben Gefühle sowieso nichts zu suchen. Man

4

bringt es im Leben weiter, wenn man ohne Emotionen

auskommt.

8. Mitgefühl oder gar Mitleid ist nicht so meine Sache.

Zwar kann ich mir denken, was in anderen vorgeht, aber

0

das interessiert mich nur dann, wenn ich für mich darin

2

Vorteile sehe. Manchmal empfinde ich sogar Schaden-

4

freude, wenn ich sehe, dass anderen etwas zustößt.

9. Es wäre dumm, sich immer genau an die Regeln zu

halten; ich nehme, was ich kriegen kann, auch wenn ich

0

manchmal Druck ausüben muss, um das zu bekommen,

2

was ich will. Ob andere das fair finden, kümmert mich

4

nicht. Wenn sie so geschickt wären wie ich, würden sie

es genauso machen.

10. Es fällt mir schwer, mich immer im Griff zu haben.
Wenn mich jemand angreift oder beleidigt, muss er sich in Acht nehmen. Ich schlage oft über die Stränge. Auch warten fällt mir schwer: Ich will alles, und ich will es gleich.
- 0
2
4
11. Ich mag Sex mit wechselnden Partnern, gerne auch One-Night-Stands. Emotionale Bindungen spielen dabei keine Rolle, besonderes Vergnügen habe ich sogar an Sex ohne Gefühle und mit Fremden. Abwechslung ist mir auch auf diesem Gebiet sehr wichtig.
- 0
2
4
12. In jungen Jahren bin ich mit Eltern, Lehrern und anderen Autoritätspersonen immer wieder aneinandergeraten. Oft habe ich die Schule geschwänzt oder betrogen. Ich habe früher als andere mit Alkohol und Drogen Erfahrungen gemacht. Schon damals hatte ich keine Angst, erwischt zu werden.
- 0
2
4
13. Ich lebe lieber spontan in den Tag hinein, als langfristige Pläne zu machen und mir Ziele zu setzen. Es ist besser, sich heute zu nehmen, was das Leben bietet, als zu verzichten und lange zu warten.
- 0
2
4
14. Öfters bricht es aus mir heraus, und dann nehme ich wenig Rücksicht auf andere oder auf Vorschriften. Oft rede ich, bevor ich nachdenke, und stoße dann andere vor den Kopf. Ich neige zu Wutausbrüchen, kann mich dann nur schwer beherrschen.
- 0
2
4
15. Wenn mir ein Missgeschick passiert, ist es keineswegs ausgemacht, dass mich die Schuld dafür trifft, die suche ich im Gegenteil erst einmal bei anderen. Wenn mir jemand die Verantwortung für einen Schaden oder Fehler zuschreiben möchte, werde ich sehr ärgerlich.
- 0
2
4

16. Wenn ich etwas tue, das mir wichtig ist oder Spaß macht, dann kümmere ich mich normalerweise nicht um Regeln oder darum, ob das anderen schadet. Ich passe auf, dass mir nichts passiert, und das soll jeder andere für sich auch tun.
- 0
2
4
17. Langfristige Bindungen sind so gar nicht meine Sache. Meistens langweilen mich andere Menschen nach kurzer Zeit oder es stellt sich bei Partner- und Bekanntschaften heraus, dass wir doch nicht zusammenpassen. Dann suche ich nach etwas Besserem.
- 0
2
4
18. Als Jugendlicher bin ich öfters mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Für mich und meine Freunde war es nichts Ungewöhnliches, uns durch Regelbrüche, etwa Diebstähle, ein schöneres Leben zu machen und dabei einen gewissen Kick zu erleben. Zum Glück bin ich selten erwischt worden, ansonsten hätte ich womöglich längere Zeit im Knast gesessen.
- 0
2
4

Für die Auswertung Ihres Testergebnisses siehe Anhang, S. 221 ff.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de